

Tiziano Terzani

# Noch eine Runde auf dem Karussell

Vom Leben und Sterben

*Aus dem Italienischen  
von Bruno Genzler*

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**



Vollständige Taschenbuchausgabe September 2014  
Droemer Taschenbuch  
Copyright © 2005 bei Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg  
Copyright © 2007 bei Knaur Taschenbuch.  
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: Vincenzo Cottinelli  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-30057-2

2 4 5 3 1

# Inhalt

## *Aufbruch*

Ein Weg ohne Abkürzungen .....	11
--------------------------------	----

## *New York*

Der Fremde im Spiegel .....	35
Das Zwielight der Stadt .....	68
Die Teile des Ichs .....	103
Das Gedächtnis des Wassers .....	139
In den Fängen der Spinne .....	173

## *Indien*

Zurück zu den Quellen .....	195
Das Licht in Händen .....	212
Der »Kräuterarzt« .....	230
Der hier vorüberging .....	251
Die Kraft des Gebets .....	263

## *Thailand*

Die Insel der Gesundheit .....	289
Bis zum letzten Atemzug .....	317

## *USA*

Terra incognita .....	337
Konzert für Zellen .....	374

### *Hongkong*

Im Reich der Pilze .....	397
--------------------------	-----

### *Indien*

Der Namenlose .....	425
Heilendes Theater .....	479
Ein Wunder ganz für mich .....	515
Der Arzt für Gesunde .....	547

### *Philippinen*

Magische Heilung .....	583
------------------------	-----

### *Himalaya*

Quecksilberpulver .....	627
Eine Flöte im Nebel .....	644
»... und das Glas Wasser?« .....	686

### *Ankunft*

In den Wolken .....	717
---------------------	-----

In Erinnerung an Mario Spagnol,  
den Verleger meiner Wahl;  
er war der Erste, mit dem  
ich über diese Reise sprach.



# Aufbruch





## Ein Weg ohne Abkürzungen

Obwohl man weiß, wie vielen Menschen es passiert, denkt man nie, dass es einen auch selbst treffen könnte. So sah auch meine Einstellung immer aus. Daher war ich, als es mich dann traf, so wenig darauf vorbereitet, wie es jeder andere auch gewesen wäre. Ja, im ersten Moment kam es mir sogar so vor, als erlebe es ein anderer. »Signor Terzani, Sie haben Krebs!«, eröffnete mir der Arzt, aber mir war, als rede er gar nicht mit mir, denn – und das nahm ich sogleich mit Verwunderung wahr – ich geriet nicht in Panik, sondern blieb ruhig, so als gehe mich die Sache im Grunde gar nichts an.

Vielleicht war diese anfängliche Gleichgültigkeit bloß ein instinktiver Schutz, um nicht die Fassung zu verlieren, Distanz zu wahren – jedenfalls war sie hilfreich. Es ist immer gut, wenn man es schafft, sich selbst von außen zu betrachten. Eine Übung, die man erlernen kann.

Noch eine weitere Nacht verbrachte ich allein in der Klinik und hatte so Zeit nachzudenken. Ich überlegte, wie viele andere Menschen wohl vor mir in diesen Räumlichkeiten mit ähnlichen Mitteilungen konfrontiert worden waren, und empfand diese Gesellschaft irgendwie als Ermutigung. Ich befand mich in Bologna. Über die übliche Chronologie kleiner Schritte war ich dort gelandet, ein jeder für sich genommen unbedeutend, doch, wie so oft im Leben, im Zusammenspiel entscheidend: ein hartnäckiger Durchfall, der in Kalkutta begann, dann die verschiedensten Untersuchungen im Institut für Tropenkrankheiten in Paris, anschließend weitere Checks, um einer rätselhaften Anämie auf die Spur zu kommen, bis sich schließlich ein gewissenhafter italienischer Arzt nicht mit den naheliegendsten Erklärungen zufrieden gab und der Sache wirklich auf den Grund ging. Mit einem seltsamen Instrument – einer hässlichen Gummischlange mit einem leuchtenden Auge – machte er sich daran, die verborgensten Winkel meines Körpers zu durchleuchten, und erkannte sogleich, was ihn die Erfahrung gelehrt hatte.

Ich war ihm dankbar – für sein ärztliches Können und seine Offenheit. Denn so konnte ich in aller Ruhe, und jetzt einem handfesten Grund, meine persönliche Bilanz ziehen, neue Prioritäten setzen und die notwendigen Entscheidungen treffen. Ich ging auf die sechzig zu, und so lag es für mich nahe, mich umzuschauen, so wie man mit Genugtuung oder auch Stolz auf einen bewältigten Anstieg zurückschaut, wenn der Berggipfel erreicht ist. Mein Leben bis zu diesem Zeitpunkt? Herrlich! Jede Menge Abenteuer, eine große Liebe, nichts, was mir noch fehlte, nichts außerordentlich Wichtiges, was noch zu erledigen war. Wäre ich einst als junger Mensch zu dieser Reise mit jenen Zielen aufgebrochen, die viele Leute wie selbstverständlich für ihr Leben anstreben, nämlich »einen Baum zu pflanzen, ein Kind aufzuziehen und ein Buch zu schreiben«, so war ich praktisch schon angekommen. Und dies fast ohne es zu merken, ohne Anstrengung, während ich es mir auf meinem Weg auch noch gut gehen ließ.

In jener Nacht, in der Stille der Klinik, die nur vom Rauschen von Autoreifen auf dem nassen Asphalt draußen und den gelegentlichen Schritten einer Krankenschwester auf dem Linoleumfußboden im Flur gestört wurde, kam mir eine Metapher meines Lebens in den Sinn, die mich seither begleitet. Ich sah mein Leben als eine Karussellfahrt: Schon gleich zu Beginn hatte ich ein prächtiges weißes Pferd ergattert und seitdem, nach Herzenslust schaukelnd, meine Runden auf ihm gedreht, ohne dass jemals irgendjemand – und das wurde mir in jener Nacht zum ersten Mal klar – auf mich zugekommen und meinen Fahrschein verlangt hätte. Nein. Eigentlich hatte ich gar keinen Fahrschein. Ich war das ganze Leben lang schwarzgefahren. Nun gut: Jetzt kam eben der Schaffner vorbei, ich zahlte, was ich schuldig war, und würde, wenn alles gut ging, vielleicht schon bald wieder aufbrechen können zu einer weiteren Runde auf dem Karussell.

Der nächste Morgen begann wie ein x-beliebiger Tag. Nichts um mich herum hatte sich verändert, und nichts deutete auf jenen Sturm an Gedanken hin, der in meinem Kopf herumwirbelte. In Porretta Terme, wo ich umsteigen musste, um nach Pracchia und von dort nach Orsigna zu gelangen, dachte ich sogar daran, die Wäsche abzuholen, die ich dort einige Tage zuvor abgegeben hatte.

Zu Hause angekommen, schlug ich meiner Frau Angela, die auf mich wartete, einen Spaziergang im Wald vor. Nach fast vierzig gemeinsamen Lebensjahren fiel es mir nicht schwer, mit ihr zu reden – und mit ihr zu schweigen. Ich versprach ihr, alles daranzusetzen, um die Sache durchzustehen, es zu schaffen, und dies war, wenn ich mich recht erinnere, der einzige Moment, da mir die Tränen kamen.

Es galt nun, rasch zu entscheiden, was zu tun sei. Mein erster Instinkt glich dem eines verletzten Tieres: Ich wollte mich wie in eine Höhle zurückziehen. Plötzlich hatte ich das Gefühl, nur noch wenige Kräfte zur Verfügung zu haben und diese optimal bündeln zu müssen. Ich beschloss, niemanden einzuweihen, nur die Kinder und jene Freunde, die mein Verschwinden aus der Welt nicht so einfach hingenommen hätten. Ich wollte mich ganz auf das Notwendige konzentrieren und mich von nichts und niemandem ablenken lassen.

Die wichtigste Entscheidung war aber, wo und vor allen Dingen wie ich mich behandeln lassen wollte. Chemotherapie, Bestrahlung, Operation mit all ihren – wie man hört – verheerenden Folgen sind heute nicht mehr die einzigen Möglichkeiten. Ganz im Gegenteil. In einer Zeit, da alles in Frage gestellt und alles Offizielle misstrauisch bäugelt wird, jegliche Autorität an Ansehen eingebüßt hat und sich jedermann dazu berechtigt sieht, sich ohne weiteres zu allem ein Urteil zu erlauben, ist es immer mehr in Mode gekommen, die klassische Schulmedizin schlechtzureden und ein Loblied auf alternative Heilmethoden zu singen.

Allein schon die exotischen Namen klingen verlockend: Ayurveda, Prana-Heilen, Akupunktur, Yoga, Homöopathie, chinesische Heilkräuter, Reiki und – warum nicht – Zauberer und Wunderheiler egal welcher Schule. Es sind immer Gerüchte; jemand erzählt von jemandem, von dem er gehört hat, dass er geheilt wurde, oder von einer Genesungsgeschichte, die zu schön ist, um nicht geglaubt zu werden, die die Hoffnung weckt, eine dieser sich immer weiter verbreitenden Behandlungsmethoden könne genau das Richtige sein. Keinen Moment zog ich dies in Betracht.

Allerdings stammen viele dieser Therapien aus Asien, wo ich dreißig Jahre meines Lebens verbracht habe, und einige gar aus

Indien, jenem Land, in dem ich jetzt auch zu Hause bin! Ich selbst hatte nie Probleme, mich ihrer zu bedienen: In China brachte ich meinen damals elfjährigen Sohn Folco zu einem Akupunkteur, der erfolgreich sein Asthma behandelte, und nur ein Jahr zuvor hatte ich meinen französischen Freund Leopold zum Leibarzt des Dalai Lama im Medizinisch-Astrologischen Institut (ja, das ist tatsächlich die Kombination) in Dharamsala begleitet, der ihm seine siebzehn Pulse fühlte und – offenbar sehr wirksame – schwarze Pillen, die wie Schafsköttel aussahen, gegen seine Hepatitis verschrieb. Und hatte ich selbst nicht oft genug beklagt, dass der moderne westliche Mensch durch sein Einbiegen auf die Autobahn der Naturwissenschaften allzu leicht die Pfade antiker Weisheit verlassen hat und nun, da sein Modernitätsmodell Asien erobert, auch dort jenem großen, an lokale Traditionen gebundenen Wissen zunehmend das Vergessen droht?

Ich hatte meine Meinung nicht geändert. Aber als es um mein eigenes Überleben ging, zögerte ich keinen Moment: Ich musste mich in jene Hände begeben, die mir am vertrautesten waren, die der westlichen Wissenschaft, der abendländischen Vernunft. Es war nicht nur eine Frage der Dringlichkeit, denn in einem solchen Fall hat man ja wirklich keine Zeit zu vergeuden, und alle so genannten alternativen Heilmethoden wirken nun einmal, wenn überhaupt, eher langfristig. Nein, es war im Grunde so, dass mir das rechte Vertrauen fehlte. Und Vertrauen in die Behandlung sowie die Leute, die sie durchführen, ist nun einmal ein überaus wichtiger, ich würde sogar sagen, der entscheidende Punkt im Heilungsprozess.

Eine Portion Glück gehört auch dazu, und davon hatte ich bis dahin in meinem Leben ohnehin, wie ich glaube, überdurchschnittlich viel abbekommen. Auch jetzt stand es auf meiner Seite, oder jedenfalls empfand ich es so, was im Grunde auf das Gleiche hinausläuft. Unter meinen Kollegen gab es jemanden – ein Journalist mit langer Asienerfahrung, Korrespondent der *New York Times* und zweimaliger Pulitzer-Preisträger –, mit dem mich eine Freundschaft verband, die über gemeinsame Erlebnisse gewachsen war: Wir waren beide in China verhaftet und des Landes verwiesen worden und hatten uns beide, entgegen jeder logischen

Karriereplanung, nach weitaus »wichtigeren« Stationen Indien als jenes Land ausgesucht, mit dem wir uns fortan beschäftigen wollten. Und jetzt verband uns eine weitere Gemeinsamkeit: Einige Jahre zuvor war bei meinem Freund ebenfalls ein Tumor entdeckt worden, und er hatte überlebt. Ich suchte ihn in Delhi auf und bat ihn um Rat.

Die Ärzte, die ihn wiederhergestellt hatten, die *fixers*, wie er sie nannte, waren seiner Ansicht nach die besten, die zu haben waren. Ich glaubte ihm. Ein paar Anrufe, ein Fax, und im Verlaufe nur weniger Tage fand ich mich in New York wieder, als Achtzehnter auf der Warteliste für eine neue, noch im Experimentierstadium befindliche Therapie an der wahrscheinlich fortschrittlichsten Klinik der modernen westlichen Medizin: dem *Memorial Sloan-Kettering Cancer Center* oder besser, dem MSKCC, wie einem auf die Schecks zu schreiben nahe gelegt wird, so dass auch gegenüber der eigenen Bank hinsichtlich des dortigen Aufenthalts eine gewisse Diskretion gewahrt bleibt.

Wurde ich nach dem Erscheinen von *Fliegen ohne Flügel\** gefragt, was für ein Buch ich als nächstes zu schreiben gedächte, antwortete ich, Bücher seien wie eigene Kinder, man müsse zunächst einmal mit ihnen schwanger gehen, um daran denken zu können, sie hervorzubringen, und wenn sich die Gelegenheit ergebe, würde ich nach den langen Jahren im Fernen Osten gern eine große »Wiederentdeckungsreise« ins fernste Abendland unternemen: in die USA. Unter dem Vorwand, in die USA zu ziehen, um mich »schwängern zu lassen«, gelang es mir nun, ohne Aufsehen von der Bildfläche zu verschwinden.

Im Anzeigenteil der *New York Times* las ich von einem 1-Zimmer-Apartment direkt am Central Park; ich schaute es mir an und

\* (Originaltitel *Un indovino mi disse*, wörtlich: »Ein Wahrsager sagte mir«. Anm. d. Übers.)

Ja, einer der Seher, Rajamanickam aus Singapur, hatte mir vorhergesagt, zwischen dem neunundfünfzigsten und zweiundsechzigsten Lebensjahr hätte ich durch einen »Engpass« in meinem Leben zu gehen – möglicherweise eine Operation. Aber er war der Einzige gewesen. Die anderen hatten nichts dergleichen in meiner Zukunft erblicken können, und alle hatten mir ein mehr oder weniger langes Leben geweissagt.

griff sofort zu. Jene wenigen Quadratmeter grauen Teppichbodens, die ich sogleich mit einigen bunten indonesischen Stoffen und einem kleinen chinesischen Bronzebuddha auf der Fensterbank eines großen, fast bis zum Boden reichenden Fensters belebte, wurden einige Monate lang zu meiner »Höhle«, in die ich mich verkriechen konnte.

Bis auf Angela und die Leute vom MSKCC wusste niemand, wo ich mich aufhielt. Das Telefon blieb immer stumm, niemand läutete an der Tür; die einzige Verbindung zur Welt, die ich nicht kappte, war die elektronische Flaschenpost mit ihren Nachrichten, die hin und wieder an den Cyber-Strand meines Computers, der überall auf der Welt hätte stehen können, geschwemmt wurden. Ich halte den Austausch von E-Mails mittlerweile für die diskreteste, unaufdringlichste Kommunikationsweise überhaupt, vorausgesetzt, man schreibt nur, wenn man tatsächlich etwas zu sagen hat, meidet die der Eile geschuldete schludrige Sprache und drückt sich das aus, was man an Lesenswertem erhält, um es jederzeit noch einmal nachlesen zu können.

Meine Situation war perfekt. Genau so, wie ich es mir seit langem erträumt hatte: ganze Tage in völliger Freiheit, keine Termine, keine Pflichten und die unglaubliche Wohltat, die Gedanken schweifen lassen zu können, ohne Unterbrechungen, ohne die fixe Idee – früher eine wahre Obsession –, ich sollte eigentlich etwas anderes tun. Nach dem lauten Trubel genoss ich endlich die große Stille. Über viele Jahre hatte ich als Zeuge von Kriegen, Revolutionen, Überschwemmungen, Erdbeben und den großen Veränderungen in Asien mit leidenschaftlichem Interesse von gefährdeten, vernichteten oder, was am häufigsten vorkam, vergeudeteten Menschenleben berichtet; von den Leben vieler, vieler anderer Menschen. Und nun beobachtete ich zur Abwechslung einmal das Leben, das mich am meisten anging: mein eigenes.

Und zu beobachten gab es genug. Nach neuerlichen Untersuchungen und der üblichen Aneinanderreihung von Bemerkungen wie »Da ist ein Schatten, den wir nicht richtig einordnen können«, »Kommen Sie nächste Woche noch mal vorbei«, »Es tut mir aufrichtig Leid, aber ich habe schlechte Neuigkeiten für Sie ...«, entdeckte man, dass das Übel nicht in *einem* Tumor bestand, son-

dern gleich in dreien, ein jeder mit seinen typischen Eigenschaften, die alle auf unterschiedliche Weise zu behandeln waren. Und ohne auch nur eine Sekunde an den Diagnosen und am Sinn der vorgeschlagenen Behandlungen zu zweifeln – ja, ich bekräftigte ihn noch für mich, indem ich mir sagte, es wird bestimmt das Beste sein, was ich versuchen kann –, unterzog ich mich nacheinander einer Chemotherapie, einer Operation und einer Strahlenbehandlung.

Niemals zuvor hatte ich mich in diesem Maße als reine Materie erlebt. Niemals zuvor war ich meinem Körper so nahe gewesen. Ich musste mich mit ihm beschäftigen, musste vor allem lernen, die Kontrolle über ihn zu behalten und mich nicht gar zu sehr von seinen Bedürfnissen und seinen Reaktionen – Schmerzen, Übelkeit oder Brechreiz – beherrschen zu lassen.

Jetzt erst wurde mir bewusst, in welchem Maße mein Biorhythmus und meine Stimmungen bei der Arbeit für den wöchentlich erscheinenden *Spiegel* von den Abgabeterminen für meine Artikel bestimmt waren: Freude und Erleichterung samstags und sonntags – da konnte die Welt untergehen, aber das Magazin war fertig, und es konnte nichts mehr hinzugefügt werden; Gleichgültigkeit am Montag, wenn die folgende Nummer geplant wurde; Anspannung am Dienstag und Mittwoch, wenn das neue Thema zu bedenken und die ersten Stichpunkte zu notieren waren; Nüchternheit und Konzentration am Donnerstag, wenn der Artikel rausmusste; am Freitag dann schon Erleichterung, aber auch noch Wachsamkeit, falls es noch neue Entwicklungen gab. Und dann begann wieder alles von vorn, Woche für Woche, an einer Kriegsfrente, in einer Hauptstadt, in der es einen Staatsstreich gegeben hatte, auf Reisen durch ein Land, dessen Mentalität ich verstehen sollte, oder auf den Spuren einer Story, deren Hintergründe zu entwirren waren. Und nun waren alle Tage der Woche gleich, ohne Höhen und Tiefen; ganz einfach wunderbar ereignislos. Und niemand wollte etwas von mir.

Jede Jahreszeit bringt ihre Früchte hervor, und meine Zeit als Journalist war sicher fruchtbar gewesen. Aber mittlerweile hatte ich mich immer häufiger in Situationen wiedergefunden, die ich so oder so ähnlich bereits erlebt hatte, und schlug mich mit Prob-

lemen herum, die ich so lange schon kannte. Das Schlimmste war aber, beim Schreiben das Echo von Storys und Worten zu hören, die ich bereits zwanzig Jahre zuvor geschrieben hatte. Zudem interessierten mich die Fakten, denen ich früher einmal wie ein Spürhund nachgejagt war, nicht mehr in der gleichen Weise wie zuvor. Im Laufe der Jahre hatte ich immer mehr begriffen, dass die Fakten niemals die ganze Wahrheit sind und dass es noch etwas jenseits der Fakten gibt – eine andere Realitätsebene –, die ich, wie ich spürte, nicht zu packen bekam und von der ich wusste, dass sie in meinem Beruf, so wie er heute praktiziert wird, auch keinen interessierte. Wäre ich wieder als Journalist eingestiegen, hätte ich bestenfalls versuchen können, wieder der zu sein, der ich einmal war. Die Erkrankung aber bot mir eine gute Gelegenheit, mich nicht zu wiederholen.

Es war nicht die einzige Chance. Langsam begriff ich, dass die Krebserkrankung auch zu einer Art Schild geworden war, hinter dem ich in Deckung gehen konnte, ein Schutzwall gegen die Banalitäten des täglichen Lebens, die gesellschaftlichen Verpflichtungen, den Zwang zur Konversation. Mit der Krankheit hatte ich mir das Recht erworben, mich nichts und niemandem gegenüber verpflichtet zu fühlen und keine Schuldgefühle mehr haben zu müssen. Endlich war ich frei. Vollkommen frei. Es hört sich sicher eigenartig an, und manchmal kam es auch mir eigenartig vor, aber ich war glücklich.

»Muss man denn erst Krebs bekommen, um das Leben genießen zu können?«, schrieb mir ein alter Freund aus England. Er hatte von meinem Verschwinden gehört und per E-Mail bei mir angefragt, was denn los sei. Ich antwortete ihm, ich sei »an einer großen Geschichte dran« und erlebte im Moment, in gewisser Hinsicht, wenn auch vielleicht nicht die schönste, so doch gewiss die intensivste Zeit meines Lebens. Reisen sei für mich immer eine Lebenseinstellung gewesen, und nun nähme ich auch die Krebserkrankung als eine Art Reise: eine unfreiwillige, unvorhergesehene Reise, auf die ich mich nicht hätte vorbereiten können und für die es keine Landkarten gebe, die aber aufregender und eine größere Herausforderung als alle anderen sei. Alles, was geschehe, gehe mich jetzt hautnah an. Er solle es genießen, schrieb ich ihm,



nicht krebskrank zu sein. Wollte er aber mal eine interessante Übung machen, so sollte er sich einen Tag lang mal vorstellen, Krebs zu haben, sollte sich Gedanken darüber machen, wie sehr ihm dadurch sein Leben und alle Menschen und Dinge um ihn herum plötzlich in einem völlig neuen Licht erscheinen würden. Womöglich einem richtigeren, gerechteren Licht.

Im alten China bewahrten viele Menschen ihren Sarg schon zu Lebzeiten im Haus auf, um sich jederzeit ihrer Sterblichkeit bewusst zu sein; manch einer legte sich auch hinein, wenn es wichtige Entscheidungen zu treffen galt, um so die Vergänglichkeit alles Irdischen noch präsenter zu haben. Warum sollte man sich nicht mal einen Augenblick vorstellen, man wäre schwer krank und die Tage auf Erden wären gezählt – wie es ja auch tatsächlich der Fall ist –, damit einem klarer wird, wie kostbar diese Tage sind.

In Indien erzählt man dazu die Geschichte von dem Mann, der, von einem Tiger gehetzt, in einen Abgrund stürzt. Während er fällt, bekommt der Pechvogel einen Strauch zu fassen, aber auch der beginnt schon nachzugeben. So hängt er da, und es gibt kein Entkommen: über ihm der fauchende Tiger, unter ihm der Abgrund. Und genau in diesem Moment erblickt er ganz nahe, mit Händen zu greifen, zwischen den Steinen der Felswand eine wunderschöne, leuchtend rote frische Erdbeere. Er pflückt sie und – noch nie schmeckte ihm eine Erdbeere so süß wie diese letzte seines Lebens.

Fiel mir die Rolle dieses Pechvogels zu, so war auch für mich jene »Erdbeere«, jene Tage, Wochen und Monate einsamen Friedens in New York, zuckersüß. Was jedoch nicht hieß, dass ich mich etwa mit dem Absturz abgefunden hätte. Ganz im Gegenteil, ich wollte nichts unversucht lassen, was mir irgendwie helfen konnte. Aber was? Konnte ich etwas tun, mit meinem Geist, meiner Einstellung oder was auch immer, damit der Strauch, an den ich mich klammerte, weiter standhielt? Wenn ich selbst meinen Körper in diese missliche Lage gebracht hatte, war es mir dann auch möglich, ihm dort wieder herauszuhelfen? Die Ärzte, denen ich schon während der Untersuchungen solche Fragen stellte, wussten mir nichts zu antworten. Einigen war zumindest klar, wie wichtig es wäre, hier nach Antworten zu suchen, aber niemand tat es.

Geradeso wie wir Journalisten sahen auch die Ärzte nur die Fakten, so wie sie ihnen vor Augen standen, und ließen jenes ungreifbare »Andere« außer Acht, das sich hinter den Fakten verbergen mochte. Ich war für sie ein Körper, ein erkrankter Körper, der zu heilen war. Da mochte ich noch so sehr insistieren, dass ich doch sehr viel mehr sei: Verstand, vielleicht auch Geist, ganz sicher aber jede Menge Erfahrungen, Geschichten, Gefühle, Gedanken und Emotionen, die mit meiner Krankheit wahrscheinlich ziemlich viel zu tun hatten. Das schien niemand in Betracht ziehen zu wollen oder zu können. Erst recht nicht in der Behandlung. Worauf sich alle Bemühungen richteten, war *der* Tumor, ein in der Fachliteratur ausführlich beschriebenes Karzinom, mit den entsprechenden Statistiken zu seinen Auswirkungen und den Überlebenschancen, ein Tumor, den jeder hätte haben können. Aber nicht *meiner!*

In jenem wissenschaftlich rationalen Umfeld, für das ich mich entschieden hatte, wurde ich mit meiner lädierten Gesundheit eher wie ein defektes Auto in einer Reparaturwerkstatt betrachtet, das keinerlei Einfluss darauf hat, ob es repariert werden kann oder verschrottet werden muss, und weniger als ein Mensch, der sich ganz bewusst mit all seinem Willen dafür einsetzt, wiederhergestellt und ins Leben entlassen zu werden.

Und in der Tat verlangten meine tüchtigen Ärzte, meine »Instandsetzer«, wie ich sie nannte, als Mensch kaum etwas von mir. Es genügte ihnen, dass mein Körper bei den Terminen, die sie ihm vorgaben, präsent war, damit sie ihn den verschiedensten »Behandlungen« unterziehen konnten.

Weiß man wenigstens, was eine Körperzelle veranlasst, plötzlich verrückt zu spielen? Wieso diese Zelle ihre natürliche lebenserhaltende Funktion aufgibt und sich in eine entsetzliche Bedrohung des Lebens verwandelt?

Mit dieser Frage wandte ich mich an den noch sehr jungen Chef der Forschungsabteilung des MSKCC, von dem ich gelesen hatte, er habe nicht nur die Antwort darauf parat, sondern stehe auch kurz vor einer entscheidenden Entdeckung; und zwar des Schlüssels zum genetischen Code, der wie ein Schalter bewirkt, dass eine gesunde Zelle krank wird und umgekehrt.

»Wir sind auf einem guten Weg, aber wirklich ans Ziel zu gelangen ist komplizierter, als einen Menschen zum Mond zu schicken«, erklärte er mir.

Was ich von seinen Erklärungen verstand, war tatsächlich faszinierend. Zufällig hatte sich dieser junge Wissenschaftler genau auf meine spezielle Form der Erkrankung spezialisiert. Doch je länger ich ihm zuhörte, desto klarer wurde mir auch, dass ihn seine Arbeit als Forscher in der geheimnisvollen Welt biologischen Lebens von mir als ganzem Menschen, auch von meinem Körper, vollkommen wegführte.

Indem er tiefer und tiefer in die Materie eindrang, sich von Detail zu Detail vorarbeitete, vom Kleinen zum noch Kleineren, war er bis zu einem einzigen der Millionen in der DNA enthaltenen Codes in wiederum einer der Milliarden von Körperzellen vorgestoßen. Aber *ich*, wo war ich? Ich musste doch auch eine Rolle gespielt haben, als mein Schalter auf so verhängnisvolle Weise umgelegt wurde.

»Nein. Ganz und gar nicht. Das war alles schon in Ihrem Code festgeschrieben, und bald schon werden wir in der Lage sein, jenen Teil in Ihnen, der jetzt hakt, neu zu programmieren.«

Auch wenn diese Aussicht natürlich etwas Tröstliches hatte, dachte ich beim Weggehen, dass er und seine Kollegen sich doch etwas vormachten: Denn fänden sie eines Tages auch tatsächlich den Schlüssel zu jener Tür, würden sie merken, dass dahinter noch eine andere liegt, und dahinter wiederum eine andere, eine jede mit einem eigenen Schloss versehen, denn im Grunde war das, wonach meine geschätzten Wissenschaftler suchten, der Schlüssel aller Schlüssel, die Kombination aller Kombinationen: der »Code Gottes«. Und wie konnten sie nur ernsthaft glauben, den knacken zu können?

Zu keinem Zeitpunkt verlor ich das Vertrauen in die Ärzte, in deren Hände ich mein Schicksal gelegt hatte. Ganz im Gegenteil. Doch je besser ich sie kennen lernte, desto klarer spürte ich: Sie waren mit Geigen vergleichbar, denen eine Saite fehlte, hatten sie sich doch in einer extrem mechanistischen Sichtweise des Problems und damit auch seiner Lösung verfangen. Einige Ärzte verstanden meine Zweifel oder hörten mir wenigstens amü-

siert zu, wenn ich ihnen von meinen Bedenken erzählte. Zum Beispiel, dass man vielleicht einmal die übliche Sprache im Zusammenhang mit Krebs kritisch unter die Lupe nehmen sollte. Die Sprache, die diese Krankheit umgibt, ist ja eindeutig eine Kriegssprache, die ich selbst auch anfangs benutzt hatte. Der Tumor ist ein »Feind«, den es zu »bekämpfen« gilt, die Therapie eine »Waffe«, jede Phase der Behandlung eine »Schlacht«. Die Krankheit wird stets als etwas Äußerliches gesehen, das in uns eindringt und uns Ärger macht und deswegen vernichtet werden muss, eliminiert, vertrieben. Bereits nach einigen Wochen des Umgangs mit der Krebserkrankung begann mir diese Einstellung zu missfallen. Sie schien mir zu kurz zu greifen.

Durch das erzwungene Zusammensein sah ich den Tumor immer mehr als inneren »Besucher«, der zunehmend ein Teil von mir wurde, so wie meine Hände, die Füße oder mein Kopf, auf dem, aufgrund der Chemotherapie, nun kein Haar mehr wuchs. Anstatt auf diesen Krebs in all seinen Inkarnationen loszugehen, war mir eher danach, mit ihm zu reden, mich mit ihm anzufreunden; nicht zuletzt, weil ich begriffen hatte, dass er mir wohl, auf die eine oder andere Weise, vielleicht betäubt oder schlummernd, erhalten bleiben und mich den Rest meines Lebensweges begleiten würde.

»Wenn ihr morgens aufsteht, schenkt eurem Herzen ein Lächeln, auch eurem Magen, eurer Lunge und eurer Leber. Denn von diesen hängt letztendlich vieles ab«, hatte ich den berühmten buddhistischen Mönch Thich Nhat Hanh aus Vietnam bei einem Vortrag über Meditation in Delhi sagen hören. Damals wusste ich noch nicht, wie wertvoll mir dieser Rat eines Tages werden würde. Und so lächelte ich nun jeden Tag auch dem Gast in mir zu.

Je mehr ich mit der Wissenschaft und ihrer kühlen Vernunft zu tun hatte, desto neugieriger wurde ich auf die eher magischen Praktiken oder »Verrücktheiten« alternativer Behandlungsmethoden, die ich anfangs ausgeklammert hatte. Dabei glaubte ich nicht etwa, einen falschen Weg eingeschlagen zu haben – er ist sicher der erste, den jeder Betroffene in Betracht ziehen sollte. Aber ich spürte, dass dieser Weg, obschon wahrscheinlich der beste, auch

seine Grenzen hatte und dass ich andernorts, auf anderen Wegen, Neues, Wichtiges finden könnte: keine Alternative allerdings, sondern Ergänzungen.

Und sobald mir nun meine »Instandsetzer-Ärzte« in New York eröffneten, sie seien mit den Reparaturarbeiten so weit fertig und bräuchten mich drei Monate – drei Monate!, mir schien es wie eine Ewigkeit – nicht zu sehen, machte ich mich unverzüglich in diese anderen Richtungen auf.

Nach all den Schlägen, die ich meinem Organismus zugemutet hatte, musste ich ihm nun ein wenig Frieden gönnen, musste ihn entgiften von all den Substanzen, die ihm während der Behandlungen verabreicht worden waren. Vor allem aber hatte ich meinen Geist, mittlerweile an die Einsamkeit gewöhnt, wieder mit der Welt in Einklang zu bringen. Was lag da näher, als auf Reisen zu gehen. Und so brach ich auf, mit dem Ziel, mir alle nur möglichen Arten von Therapien, Medikamenten, Heilmitteln, »Wunderheilungen« und so weiter, die mir vielleicht weiterhelfen konnten, näher anzuschauen.

Zunächst kehrte ich heim nach Indien, wo das Leben am natürlichsten und die Menschen noch am vielfältigsten sind, wo die Uhren langsamer gehen, das Alte neben dem Neuen fortbesteht und Leben und Sterben tiefer verwurzelte Erfahrungen zu sein scheinen als irgendwo sonst auf der Welt.

Fast ein Jahr war ich von Delhi fort gewesen, und der alte Juwelier aus Sundarnagar, der, als ich seinen Laden betrat, gerade damit beschäftigt war, eine Kette herrlich duftender Jasminblüten für sein Krishna-Bildnis aufzureihen, fragte mich, wo ich denn gesteckt hätte.

»Ich war unterwegs, von Klinik zu Klinik, ich habe Krebs«, erklärte ich ohne Umschweife, wie ich es sonst niemandem gegenüber getan hätte.

»Das muss die göttlichste Zeit Ihres Lebens gewesen sein«, erwiderte er in vollkommen natürlichem Ton.

Ja, da hatte er Recht. Aber woher wusste er das?

»Kennen Sie nicht die Geschichte von dem Moslem, der aus der Moschee verjagt wird und die Freitreppe vor dem Gotteshaus hinunterfällt?«

»Nein, die kenne ich noch nicht.«

»Jede Stufe, auf der er aufschlägt, tut weh; er leidet Schmerzen, denkt deshalb aber die ganze Zeit an Gott. Und so bedauert er es sogar, endlich unten angekommen, dass es nicht noch mehr Stufen waren. Ich könnte mir vorstellen, dass es Ihnen ähnlich erging.«

Ich war froh, dass ich ihn aufgesucht hatte, um mir eine neue Geldscheinklammer zu kaufen (meine alte hatte ich in New York verloren). Denn hätte ich eine bessere Wegzehrung für jene Reise erhalten können, die ich auf der Suche nach etwas angetreten hatte, von dem ich selbst noch keine so klare Vorstellung hatte?

Von Ort zu Ort ziehend, unterbrochen von Kontrolluntersuchungen alle drei Monate in New York, war ich nun unablässig unterwegs, verfolgte Spuren, ging Fragen nach oder überprüfte, was es mit einer Geschichte, die ich gehört hatte, für eine Bewandnis haben könnte.

So verbrachte ich eine Woche im äußersten Südzipfel Indiens, in einem alten, bescheiden eingerichteten Ayurveda-Zentrum, das von einem jungen Arzt geleitet wurde, der alle heiligen Schriften der traditionellen Medizin auswendig kennt. Eine Kunst, die er von seinem Vater erlernt hatte, dieser vom Großvater und so fort. Es war ein wunderschöner Ort, inmitten von Reisfeldern gelegen, neben einem uralten, verfallenen Tempel, der der Legende nach von Rama gegründet wurde, auf seinem Weg nach Lanka, wo er sich mit Hilfe der Affen seine geraubte Gemahlin zurückzuholen gedachte.

Ebenfalls in Indien nahm ich an einem Reiki-Kurs teil und konnte sogar ein Reiki-Diplom erwerben. Auf einer thailändischen Insel fastete ich sieben Tage am Stück in einer Art Gesundheitszentrum, das auf eine in letzter Zeit groß in Mode gekommene Therapie spezialisiert war: die Darmspülung.

Im Norden der Philippinen war ich der Erste, der, kurz vor ihrer Einweihung, die *Pyramid of Asia* erprobte, errichtet als so genanntes »Weltgesundheitszentrum« von einem berühmten Geistheiler, der mich am Vorabend »operiert« hatte.

Tagelang wich ich einem »magischen Arzt« nicht von der Seite, der in einem Dörfchen in Zentralindien eigens für mich, mit Kräu-

ter- und Brennholzbüdeln, einige eigenartig stinkende, grünliche »Zaubermitel« zusammenbraute. Einige Tage hielt ich mich auch in einem angesehenen traditionellen Krankenhaus in Kerala auf, wo ich, wie die anderen Patienten auch, nachts kein Auge zutun konnte, weil unten im Hof ein Elefant trompetete und andere ungewöhnliche Blasinstrumente gespielt wurden; und zwar von einem Orchester, das zusammen mit einer Schauspieltruppe angereist war, um vom Sonnenuntergang bis zum Morgengrauen das Fest der Ayurveda-Schutzgöttin zu feiern.

Bis nach Boston, wo er ein Seminar über homöopathische »Meeresheilmitel« hielt, folgte ich einem jungen italienischen Arzt, der sich vom Chirurgen zum Homöopathen gewandelt hatte. Von seiner Praxis aus, einem instand gesetzten alten Bauernhaus irgendwo in der Po-Ebene, bemüht er sich heute, dieser Heilkunst größere wissenschaftliche Glaubwürdigkeit zu verschaffen, ohne dabei ihre »magischen« Aspekte, die er selbst durchaus darin sieht, zu verleugnen. Die Wirksamkeit seines Tuns habe ich selbst, in positiver Weise, am eigenen Leib erfahren!

Ich reiste nach Hongkong, um dort einen alten Chinesen zu treffen, einen Milliardär und Menschenfreund. Denn in dem Bestreben, der Menschheit vor seinem Tod als Geschenk ein Mittel gegen Krebs zu hinterlassen, hatte er einen Teil seines Vermögens in die Erforschung und mittlerweile auch Produktion eines Pilzextrakts gesteckt, der in der traditionellen chinesischen Medizin immer schon als »heilkräftig« galt.

In Chiang Mai, im Norden Thailands, traf ich meinen alten Freund Dan Reid wieder, einen Taoismus- und vor allem Qigong-Spezialisten, unter dessen Anleitung ich jeden Morgen, um die »kosmischen Energien« in mich aufzunehmen, jene antiken chinesischen Übungen ausführte, über die Dan gerade ein Buch veröffentlicht hatte.

In einem abgelegenen, den Winden ausgesetzten Gebäudekomplex hoch über den Klippen der nordkalifornischen Küste, mit einem einmaligen Blick über den Ozean, einem Blick, der wie nichts sonst der Seele ein Gefühl der Unendlichkeit zu geben vermag, nahm ich an einem Unterstützungsprogramm für Krebskranke teil. Wir waren zu neunt, und von jedem einzelnen Teil-

nehmer bewahre ich bewegende, auch amüsante Erinnerungen. Gleich darauf schloss ich mich zwei Männern an, einem großen Yoga-Meister und einem Musiker, beide Inder, die einen sehr speziellen Kurs abhielten. Dessen Grundidee war, durch die Einnahme verschiedener Yoga-Positionen die »Körperkanäle« zu öffnen, damit die Musik in Gewebe und Zellen einsickern konnte, um die Gesamtvitalität zu stimulieren. Mir haben die Übungen gut getan, und auch die Musik – falls sie bis dorthin gelangt sein sollte. Auf alle Fälle war es eine Musik, die direkt das Herz ansprach.

Ebenfalls in Indien habe ich mich bemüht, Sai Baba zu treffen, einen Guru mit einer Riesengefolschaft, dem zahlreiche Wundertaten zugeschrieben werden. Doch als ich in seinem Ashram eintraf, war er gerade unterwegs, und ich nahm dies als Zeichen, dass ein Treffen mit ihm nichts bringen würde.

Auf meiner langen Reise habe ich auch die heiligen Stätten des Buddhismus besucht. Viele Tage verbrachte ich in Benares, jenem Ort, den die Inder zum Sterben aufsuchen, in der Hoffnung, nicht wiedergeboren zu werden.

Und wie man es häufig erlebt: Man macht sich auf die Suche nach einer bestimmten Sache und findet dabei viele andere. Und so kam es, dass sich zu der bereits umfangreichen Kollektion an Ärzten, Spezialisten, Heilern und Ähnlichem nach und nach weitere »Objekte« hinzugesellten, einige heilige Bettler etwa, ein alter, als Psychologe und Hypnotiseur tätiger Jesuit, ein zeit seiner Jugend in eine Statue verliebter Mönch und viele weitere außergewöhnlich schillernde Persönlichkeiten.

Überall, wo ich mich aufhielt – und ab und an auch die mir angebotenen Heilmittel ausprobierte –, konnte ich Geschichten sammeln von auf wundersame Weise genesenen Kranken, von Heilungen, die irgendeinem Zaubertrank oder irgendeiner seltenen Behandlung zu verdanken sein sollten. Aber auch die Kehrseite, Geschichten von Kranken, die sich den üblichen Therapien der klassischen westlichen Medizin verweigerten, dafür auf irgendeine alternative Heilmethode setzten und es nicht überlebten.

Stimmte es, dass meine Krankheit auch durch das Leben, das ich geführt hatte, entstanden war und ich folglich mit der Ver-



gangenheit brechen und ein vollkommen neues Leben beginnen musste, um gesund zu werden, dann war ich auf dem richtigen Weg: Ich verkehrte mit vollkommen anderen Menschen als zuvor, beschäftigte mich mit anderen Problemen, anderen Gedanken. Nicht nur äußerlich war ich selbst ein anderer geworden. An diesem Punkt lag es nun nahe, noch einen Schritt weiter zu gehen, eine weitere Schwelle zu überschreiten: auch diese wiederum ganz und gar indisch.

Ich beschloss also, drei Monate in einem Ashram zu verbringen, etwas Sanskrit zu lernen und über jene eine große Frage nachzudenken, die den Menschen seit jeher bewegt und die auch im Mittelpunkt des Vedanta steht, dem letzten Teil der Veden und philosophischen Kern der ältesten heiligen Schriften Indiens: »Wer bin ich?« Da die Antwort gewiss nicht lauten konnte: »Ich bin Journalist jener Zeitung, Autor jenes Buches, ein an jener Krankheit erkrankter Mann«, versuchte ich, auch formell nicht länger jener Mensch zu sein, der ich gewesen war, meinen Namen und meine Vergangenheit abzulegen, um ganz einfach »Anam« zu werden, der »Namenlose«. Ein, wie mir schien, höchst passender Name, um ein Leben zu beschließen, das ich mit dem Versuch gebracht hatte, mir einen Namen zu machen!

Ein merkwürdiges Experiment, das Ich aufzugeben, an das man gewöhnt ist, nicht mehr darauf zurückgreifen zu können, was man gewesen ist, was man getan hat, wo man geboren ist oder wen man gekannt hat, jenes Ich, mit dem man sich identifizierte und über das man sich definierte, um auch nur die losesten Kontakte zu anderen Menschen zu knüpfen. Eine gute Übung, die man mal ausprobieren sollte: vielleicht im Urlaub!

So gelangte ich also nach und nach, Schritt für Schritt, dabei immer wieder über mich und meine Erlebnisse schmunzelnd, von der Behandlung meines »Ich-Körpers«, des Krebskranken in einer der besten Kliniken der Welt, zur Behandlung des »Ich-Körpers« plus »alles anderen, was sonst noch darüber hinausgehen mag«, in einem äußerst spartanisch eingerichteten indischen Ashram; einem Ashram, in dem ich die heiligen Schriften des Hinduismus studierte, vedische Gesänge anstimmte und auf dem Fußboden sitzend mit den Händen aus einer Blechschüssel aß:

und zwar nicht eine der in New York so sorgfältig für mich zusammengestellten Diäten, sondern das, was es eben gerade gab, meistens gekochte Kichererbsen.

»Und, hast du mit Gott gesprochen?«, fragte mich ein alter Freund, den ich auf der Durchreise in Paris besuchte.

»Um mit ihm zu reden, hätte ich ihn zunächst einmal treffen müssen«, antwortete ich, um eine Antwort zu umgehen. Wahrscheinlich dachte auch er, durch meinen Aufenthalt in Indien sei ich auf die eine oder andere Weise »abgedreht«. Aber dem war nicht so. Ich bin weder Hindu geworden noch Buddhist, ich folge keinem Guru und bin auch nicht in den Schoß der heimischen Religion zurückgekehrt. Obwohl ich die Freude wiederentdeckt habe, in der Stille einer schönen Kirche, wie etwa San Miniato al Monte in Florenz, zu sitzen und den jahrhundertealten Glauben, der hier spürbar ist, auf mich wirken zu lassen.

Ich bin immer noch jemand, der, wie so viele andere auch, auf der Suche ist, ohne Vorurteile und ohne Scheu vor Neuem oder davor, sich lächerlich zu machen. Habe ich auf meiner Suche vielleicht die perfekte Behandlung meines Krebsleidens gefunden? Sicher nicht. Aber immerhin weiß ich jetzt genau, dass es solch eine Behandlung nicht gibt. Denn Abkürzungen führen zu nichts, nicht zu Gesundheit und ebenso wenig zu Glück und Weisheit. Nichts ist plötzlich wie von Zauberhand da. Jeder Mensch muss auf seine ganz persönliche Weise danach suchen, muss seinen eigenen Weg gehen, denn eine Station kann für verschiedene Besucher ganz Verschiedenes bedeuten. Was für den einen ein Heilmittel ist, kann für einen anderen wirkungslos oder gar ein Gift sein: Vorsicht ist angeraten, besonders dann, wenn man den in gewisser Weise bewährten Bereich der exakten Wissenschaften verlässt und sich in den Dschungel »alternativer Heilmethoden« vorwagt, in dem sich mittlerweile zahlreiche Scharlatane, Profiteure und Hochstapler tummeln.

Bin ich also nach den langen Reisen wieder zum Ausgangspunkt zurückgekehrt? Glaube ich jetzt wieder stärker an die wissenschaftliche Vernunft? Denke ich heute wieder, der westliche Weg, Probleme anzugehen und zu lösen, sei doch der beste? Keineswegs! Aber mehr denn je bin ich überzeugt, dass nichts von vornherein

auszuschließen ist; dass sich immer Wertvolles – Menschen oder Dinge – gerade an den unerwartetsten Orten und in den unvorhergesehensten Situationen finden lässt. Und was ist mit Wundern? Die mag es gewiss geben, aber jeder Mensch muss selbst für sein eigenes sorgen. Vor allen Dingen aber weiß ich heute, dass unsere Kenntnisse von der Welt und über uns selbst extrem beschränkt sind. Und dass hinter dem Augenschein, hinter den Fakten eine Wahrheit liegt, die uns entgeht, weil wir sie nicht fassen können mit unseren Sinnesorganen, unseren wissenschaftlichen Kriterien, unserer so genannten Vernunft.

Zweifellos hat das Abendland in der Erforschung des menschlichen Körpers Riesenerfolge aufzuweisen. Dennoch hat es mich immer schon befremdet, dass unsere Medizin aus der Anatomie hervorgegangen ist, einer Wissenschaft, die auf der Sezierung von Leichen beruht, und ich frage mich, wie man durch die Untersuchung von Toten dem Geheimnis des Lebens auf die Spur kommen will. In anderer Hinsicht aber hat der Westen keinerlei Fortschritte, vielleicht sogar eher Rückschritte gemacht: nämlich im Wissen über jenes Unsichtbare, Nichtmessbare, Unfassbare in- und außerhalb unseres Körpers, das ihn stützt, ihn mit allen anderen Formen des Lebens verbindet und ihn zu einem Teil der Natur macht. Wissenschaften wie die Psychoanalyse oder die Psychologie bewegen sich auch bloß an der Oberfläche jener unsichtbaren Welt, wie eingeschüchtert von dem großen Geheimnis, das keine der Wissenschaften, eben weil sie wissenschaftlich vorgehen, zu ergründen vermag.

So bleibt der medizinischen Forschung keine andere Möglichkeit, als immer tiefer ins Detail zu gehen, vom Kleinen zum noch Kleineren vorzustoßen. Aber müsste sich nicht eine andere Art Suche, die nicht notwendigerweise wissenschaftlich sein muss, in die genau entgegengesetzte Richtung bewegen: vom Kleinen zum Großen?

Vielleicht weil ich mein Problem nicht länger auf das von ein paar verrückt spielenden Zellen reduzieren wollte und eine andere Lösung suchte als die Reparatur eines defekten Schalters in einem Code meiner DNA, landete ich schließlich in einem kleinen Haus aus Stein und Lehm im Himalaya. Und dort oben, mit

dem Herzen so leicht, wie ich es zuvor nie erlebt hatte, ohne Wünsche, ohne Ziele in einem immensen inneren Frieden, sah ich die erste Sonne des neuen Jahrtausends aufgehen wie die erste Sonne der Schöpfung, während einige der höchsten Gipfel der Erde aus einer kosmischen Dunkelheit langsam Gestalt annahmen und in einem rötlichen Licht zu erstrahlen begannen, wie um neue Hoffnung zu schenken im ewigen Kreislauf des Werdens und Vergehens. Nie zuvor hatte ich die Götter so nahe gefühlt.

Über Wochen und Monate, mal in einer wärmenden Frühlingssonne, mal mit meterhohem Schnee vor der Tür und Steineichen und Rhododendron wie erstarrte Eisriesen davor, war ich Gast eines über achtzigjährigen hoch gebildeten Inders, der in seinem ganzen Leben nichts anderes getan hatte, als über den Sinn des Lebens nachzudenken. Ein Mann, der alle großen Meister seiner Zeit getroffen hat und nun dort oben in der Einsamkeit lebt, in der Überzeugung, dass es nur einen wahren großen Meister gibt: jenen, den jeder Mensch in sich trägt. Wenn des Nachts die Stille so vollkommen ist, dass sie zu dröhnen scheint, steht er auf, entzündet eine Kerze und setzt sich ein paar Stunden lang davor. Wozu?

»Um zu versuchen, ich selbst zu sein«, hat er mir einmal geantwortet. »Um die Melodie zu hören.«

Wenn er hin und wieder nach seinem Nachmittagsspaziergang im Wald auf den Spuren des Leoparden, der ihm eines Nachts seinen Wachhund gerissen hatte, die Holzstufen zu meiner Unterkunft erklomm, erwärmte ich auf einem kleinen Gaskocher Wasser aus unserer nahen Quelle und bereitete zwei Tassen von dem chinesischen Tee zu, den ich immer dabei habe.

»Alle Kräfte, sichtbare und unsichtbare, fassbare und unfassbare, männliche und weibliche, negative und positive, alle Kräfte des Universums haben das ihre dazu beigetragen, dass wir beide in diesem Moment hier vor dem Kaminfeuer zusammensitzen und Tee trinken«, erklärte er und brach dann in ein Lachen aus, das allein schon eine Freude war. Und dann entwickelte er, indem er Plotin oder Boethius zitierte, die Upanishaden oder einen Vers aus der *Bhagavad Gita*, von William Blake oder einem sufischen Mystiker, seine sehr eigenen Theorien zur Kunst oder zur

Musik oder beichtete seine »Ersünde«: nämlich das »Sein« immer sehr viel höher als das »Tun« eingeschätzt zu haben.

»Und was ist mit der Melodie?«, fragte ich ihn einmal.

»Ja, das ist eine schwierige Sache. Man muss sich gut vorbereiten, dann kann man sie zuweilen hören: Es ist die Melodie des inneren Lebens, jenes Lebens, das alles Leben trägt, jenes Lebens, in dem alles Raum findet, in dem alles integriert ist: Gut und Böse, Gesundheit und Krankheit; jenes innere Leben, in dem es keine Geburt gibt und keinen Tod.«

So lebte ich also, für mich allein, vor mir der Blick auf die einzigartige Kulisse der Berge, die so unverrückbar dalagen wie ein Symbol größter Stabilität, aber doch immer wieder anders waren, unbeständig, wie alles in dieser Welt, und im Hintergrund diesen alten Mann mit der schönen, reinen Seele, dem ich zufällig begegnet war, und ich spürte, wie die Wochen ins Land gingen, mehr und mehr, dass sich meine lange, abenteuerliche Reise, die in einer Klinik in Bologna begonnen hatte, ihrem Ende näherte.

Von dieser Reise will ich erzählen, weil ich weiß, wie viel Mut Erfahrungen von Menschen machen können, die bereits ein Stück jenes Weges zurückgelegt haben, den andere erst angehen müssen. Außerdem ging es bei meiner Reise, wenn ich es mir recht überlege, nach einiger Zeit gar nicht mehr so sehr um die Suche nach der richtigen Behandlung meines Krebsleidens, sondern jener Krankheit, die uns alle trifft: die Sterblichkeit.

Aber ist Sterblichkeit wirklich eine »Krankheit«? Etwas, das wir fürchten müssten, ein Übel, das man besser von sich fern hält? Eher nicht.

»Stell dir vor, welches Gedränge auf der Welt herrschte, wenn wir alle unsterblich wären und auf immer und ewig hier herum-liefen, und mit uns alle ebenfalls Unsterblichen, die in den vielen Jahrhunderten vor uns geboren wurden!«, sagte mein weiser Ge-fährte einmal auf einem Waldspaziergang zu mir. »Es geht darum, zu verstehen, dass Leben und Tod lediglich zwei verschiedene Aspekte derselben Sache sind.«

Diese Erkenntnis ist vielleicht das einzige wahre Ziel jener Reise, zu der wir alle mit unserer Geburt aufbrechen; eine Reise, von der ich selbst auch nicht allzu viel weiß, außer dass die Richtung –

davon bin ich heute überzeugt – von außen nach innen geht und vom Kleinen zum immer Größeren.

Die folgenden Seiten erzählen von meinen unsicheren Schritten.